



Bremer Missions-Schriften Nr. 35.

Die evangelische Ewe-Kirche in Süd-Togo

Von

Missions-Inspektor M. Schlunt



Die Kirche in Amedzowe

Bremen 1912
Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft





Preis 10 Pf.

Das Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft

sei jedem Empfänger dieses Büchleins aufs herzlichste empfohlen. Das reich illustrierte Blatt berichtet von der Arbeit dieser Gesellschaft in Deutsch-Togo-Land an der Sklavenküste in Afrika und bringt außerdem Mitteilungen über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission.

Für die Jugend ist der

Missions-Kinderfreund

bestimmt, der sich bei dem billigen Preise, das illustrierte Blatt kostet einen Pfennig, namentlich zur Massenverbreitung in Kindergottesdiensten, Schulen und unter Konfirmanden eignet.

Die Blätter erscheinen monatlich und werden am besten bei der **Norddeutschen Missions-Gesellschaft, Bremen, Wandrahm 7,** bestellt, können aber auch durch die Post oder den Buchhandel (H. G. Wallmann-Leipzig) bezogen werden. Der jährliche Bezugspreis beträgt bei portofreier Zusendung in Bremen 1 *M*, in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1.20 *M*, im Ausland 1.50 *M*. Mit Missions-Kinderfreund als Beilage jährlich 12 Pf. mehr.

Ungekannt ist ungeliebt! Darum sollte jeder, der ein Freund der Norddeutschen Mission ist oder werden will, zu den Lesern dieser Blätter gehören. Probeblätter stehen jederzeit portofrei zur Verfügung.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!

Was tust du, um deiner Missionspflicht zu genügen? Das ist eine ernste Frage! Wer keinen größeren jährlichen Beitrag geben kann, aber wenigstens etwas mithelfen möchte am großen Werke der Mission, der sei herzlich gebeten, Mitglied unserer

Pfennig-Sammlung

zu werden. Mitglied ist jeder, der wöchentlich 5 Pf. der Mission schenkt. Sein Beitrag wird vierteljährlich von einem Sammler oder einer Sammlerin abgeholt, die von dem Missionshaus in Bremen ein Sammelbuch erhalten und 12 Geber zu gewinnen suchen. Ein Sammler trägt die Gaben in das Buch ein und liefert dieselben an einen Einnehmer oder an die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in Bremen ab. Jedes Mitglied der Groten-Kollekte erhält vierteljährlich unentgeltlich das illustrierte **„Quartalblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.“** Willst nicht auch du, lieber Leser, die Kollektenregel Pauli 1. Kor. 16, 2 für die Mission befolgen: „Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt?“

Hast du schon eine

Freudenbüchse für die Norddeutsche Mission

in deinem Hause?

Die evangelische Ewekirche in Südtogo.

Vortrag in Frankfurt a. M. gehalten von Missionsinspektor M. Schlunk.

Es war am 28. November 1909. Ein echt afrikanischer Gewitterregen hatte die zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens unserer Station Ho versammelten Festgäste jäh auseinandergejagt. Gouverneur Graf Zech hatte sich mit seinem Gefolge zurückgezogen. Die heidnischen Häuptlinge, die mitgefeiert hatten, nützten das ihnen gebotene Gastrecht in vollen Zügen aus, da riefen die Glocken, die wir Tags zuvor geweiht, improvisiert noch einmal ins Gotteshaus. Was kümmerte das die Heiden? Sie blieben, wo sie waren. Aber die Christen lockte der Klang, und so war die Christengemeinde doch einmal während des Festes still unter sich zu einem letzten Dankgottesdienst. Da trat mir's zum erstenmal greifbar deutlich ins Bewußtsein, daß die Arbeit der Norddeutschen Mission in Togo nun über ihr erstes Stadium, das Sammeln einzelner Christen, einzelner Gemeinden hinaus ist, und eine evangelische Kirche anfängt, sich in Togo zu bilden.

Wie sah ich das Bild? Weniger aus der Gemeinde — die unterschied sich kaum von den vielen Gemeinden, die ich hin und her im Lande gesehen — als vielmehr aus den verschiedenen eingeborenen Christen, die vor den Altar tretend nacheinander das Wort nahmen. Allerdings verstand ich nicht, was sie sagten. Das war aber auch nicht nötig. Selbst wenn man mir nicht in kurzen Stichworten den Inhalt der Reden gesagt hätte, schon aus der Art, wie die Leute sich kleideten und sprachen, redeten Vergangenheit und Gegenwart ohne Worte von dem Wirken und der Frucht der Mission.

Zuerst trat ein Aeltester der Hogemeinde auf, das Landeskleid malerisch über die Schultern geschlagen. Er war ein kleiner Knabe gewesen, als die ersten Missionare die erste Kapelle in Ho gebaut hatten, und hatte selbst Steine und Lehm mit herzutragen helfen. Durch seine Worte lebte die alte Zeit auf, versinnbildlicht schon durch die alte Tracht, in der seit alters die Aeltesten des Volkes an Feiertagen zu erscheinen pflegten. Aber aus dem heidnischen Palaver oder Zauberdienst war ein christlicher Gottesdienst und aus der von heidnischem Geist durchtränkten Gerichts- oder Gebetsrede war ein schlichtes christliches Bekenntnis geworden. Den Aeltesten löste der

Katechist aus der Gemeinde der Hauptstadt ab. Auch er ganz schlicht, aber vornehm wie ein Großstädter, im weißen Europäeranzug, der Repräsentant einer neuen Zeit. Ihm folgt sein Amtsgenosse aus Ho selbst, auch er europäisiert, aber auch er in seiner schlichten, tiefen Art ein Zeugnis dafür, wie Altes und Neues zu unlösbarer Einheit verschmilzt, wie das Christentum das ganze Wesen durchdringt und verklärt. Der nächste Redner zeigte die Uebergangsstufe zwischen der alten und neuen Zeit, ein einst freigekaufter Sklave, nun Evangelist und Leiter einer kleinen Außengemeinde, durch und durch Neger, an Negersitten festhaltend, ohne jedes Verständnis für europäische Tracht und fest davon durchdrungen, was er selbst gelegentlich ausgesprochen hat, daß ein Afrikaner durch die Kleidung doch höchstens ein schwarzer Europäer werden könne. Machtvoll, naturwüchsig scholl sein Stimme durch den Raum, und in den Gedanken, die er äußerte, und in den Gesten, die er brauchte, zeigte er beides, daß er Christ geworden und doch ein originaler Neger geblieben war. Bleibt, um von den Reden der Europäer zu schweigen, der letzte Redner, ein Ordinierter aus der Nachbargemeinde Peki, im schwarzen Rock mit goldner Brille — die neue Zeit in andrer Form, zeigend, was aus einem freigekauften Sklaven werden kann, aber auch, welche Gefahr der werdenden Ewekirche droht.

Vielleicht erweckt diese Schilderung den Eindruck, als ob ich auf Aeußerlichkeiten zu großen Wert legte und Großes in einem allzu unscheinbaren Erlebnis ausgedrückt fände: Etliche Eweer aus verschiedenen Stämmen, teils Freigeborene, teils Freigekaufte, teils mehr, teils minder europäisch gekleidet, als Leiter verschiedener Gemeinden in *einem* christlichen Gottesdienst nacheinander redend — sind sie wirklich ein Bild der christlichen Kirche in Südtogo? Nun, jedenfalls kein idealisiertes, sondern eins aus der Wirklichkeit, und eins, das uns vor Ueberschätzung des Erreichten schützt.

Um aber auch nicht zu unterschätzen, was erreicht ist, wollen wir zuerst einen *Blick in die Geschichte* tun, werden sehen, was geworden ist und wie es geworden ist *unter Opfern und Enttäuschungen.*

Oft ist's ausgesprochen: Hätten die Väter unserer Norddeutschen Mission gewußt, wie heiß das Eisen ist, das sie mit dieser Arbeit anfaßten, sie hätten die Hände davon gelassen. Wie unsagbar schwer war schon der Anfang. Am 17. März 1847 fahren die vier Pioniere Wolf, Bultmann, Flato und Graff von Hamburg ab. Sie landen am 1. Juni am Gabun. Am 5. Juni stirbt Bultmann, am 14. Juni Flato, am 11. November Graff, und Wolf steht allein, 30 Stunden landeinwärts in einem unzugänglichen Urwaldtal in Peki-Blengo

und versucht Mission zu treiben. Immer wieder packt ihn das Fieber und wirft ihn nieder. Tropischer Regen hindert ihn am Bauen und macht die geschaffenen Wohnstätten zu Brutplätzen der Moskito und damit zu Fieberherden. Die Habgier der Neger, ihr sittlicher Tiefstand, ihre unverständliche, nur mit mühsamster Geduld zu erlauschende Sprache, ihr aus Zauberei und Ahnendienst, aus Naturverehrung und Gotteserinnerung zusammengesetzter Glaube, alles,



Lorenz Wolf, der Pionier der Ewekirche.

alles waren Hindernisse und Geduldsproben, an denen manch anderer verzagt wäre.

Bald kam Verstärkung, voll hoher Erwartung. Aber die Enttäuschung über die Wirklichkeit war so groß, die Nüchternheit des Missionsdienstes so trostlos, daß nach zwei Jahren alle Missionare fast verzweifelt die Heimreise antraten, Wolf, um im Hafen von Hamburg, angesichts der irdischen Heimat, den letzten Kampf zu kämpfen. Das war gerade in den Jahren, als ein schnöder Betrug die Gesellschaft, die eben ihren Sitz nach Bremen verlegt hatte, um all ihre Habe gebracht hatte, so daß äußerlich die Mission tatsächlich vor dem Nichts stand.

Aber da zeigte es sich, welche Glaubenskraft in den Vätern wohnte. Je stärker die Schläge kamen, desto kühner wurde der Glaube im Vorstand wie bei den Missionaren. „Gehen wir nicht reich ausgerüstet, so gehen wir arm, und daß unser Weg durch viel Leiden führen wird, das wissen wir", das ist ein Wort, das gerade in dieser Zeit der tiefsten Demütigung gesprochen worden ist und von einem unendlich tapferen Sinn und von unbedingter Ergebung in Gottes Willen redet. Es war aber auch nötig, solchen Glauben zu haben und zu bewähren. Wenn der Gründer von Ho, Missionar Steinemann, dem mörderischen Klima zuerst sein Kindlein, dann nach einem kurzen Eheglück von elf Monaten die Gattin opfern mußte, um dann noch zweimal Witwer zu werden, einmal nach fünfmonatiger, dann nach zweimonatiger Ehe, und schließlich selbst gebrochen ins Grab zu sinken, so war das vielleicht die härteste Führung, die je einem der Unseren geworden ist. Aber darf man denn Leid vergleichen? Ist nicht das eine ebenso bitter wie das andere, ob hier eine Braut den Bräutigam nicht mehr am Leben findet, ob dort Eltern ihr Liebstes dahingeben müssen, ob dort ein junger Bruder in der tückischen Brandung sein Leben verliert oder dort einer der älteren jäh dahingerafft wird? Ich weiß kein Blatt, das darin dem Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft zu vergleichen wäre, daß es oft Monat für Monat bange bittere Kunde von Krankheit und Sterben bringen mußte!

Die Gefahr des Klimas war es nicht allein, die die ersten vier Jahrzehnte hindurch die afrikanische Arbeit glühendem Eisen vergleichbar machte. Wie lange mußte man an der Lektion lernen, daß Peki von der Küste aus erobert werden müsse! Als man es endlich gelernt, begannen die Stationsgründungen, und in verhältnismäßig kurzer Zeit hatten wir vier schöne Stationen an der alten Missionsstraße nach dem Innern: Keta, Anyako, Waya und Wegbe-Ho. Trotz starker Besetzung der Stationen aber kam keine Stetigkeit in die Arbeit. Die Unsicherheit im Lande war zu groß. Ein Stammeskrieg, der Asantekrieg, brauste durch das Land und fegte weg, was nicht wurzelechtes Christentum war. Wegbe-Ho wurde zerstört, Waya verlassen, Anyako aufgegeben. Inspektor Zahn, durch seinen kindlich starken Glauben, durch seine väterliche Liebe zu den in schwerer Zeit der Leitung besonders bedürftigen Missionaren, durch seine gründliche Schriftkenntnis und sein originales Schriftverständnis, durch sein kluges Urteil über die Theorie missionarischen Arbeitens wie wenige geeignet zur Leitung eines so eigenartig schwierigen Werkes, — sah die Arbeit fast mehr rückwärts als vorwärts gehen. Nur ganz langsam stieg die Zahl der Getauften. 1859 waren es 13 Er-

wachsene, 1886 etwa 500, erschütternd wenig für die, die im Sturmschritt vorwärtsgehen möchten, und noch viel mehr für die, die wissen, wie mancher Täufling hintennach die auf ihn gesetzten Hoffnungen enttäuscht und entweder ins Heidentum zurücksinkt oder doch um seines Wandels willen aus der Christengemeinde ausgeschlossen werden muß.

Immerhin, in der steigenden Zahl der Taufen lag ein Fortschritt, und er fiel zeitlich mit einem Ereignis zusammen, das für die Fortentwicklung der Mission von entscheidender Bedeutung werden mußte, mit der Hissung der deutschen Flagge in Togo im Juni 1884.

Nun kam allmählich Frieden ins Land. Die feindliche Abgeschlossenheit der Stämme wich einem immer lebhafter werdenden Verkehr. Die Kolonialpolitik kam der Mission mindestens ebensosehr zu Hilfe, wie die Missionsarbeit der Kolonialpolitik. Der nationale Einschlag hob das Missionsinteresse. Die Station Ho wurde durch Grenzverträge deutsch. Die Nationalhelfer wurden zeitweilig in Deutschland ausgebildet. Deutscher Sprachunterricht wurde in den mit großem Eifer gepflegten Schulen eingeführt. Eine deutsche Hauptstation entstand nach der andern, neben Ho: Amedzowe, Lome, Agu, Akpafu, Atakpame, und durch dieses allerdings noch recht weitmaschige Netz wurde der ganze Süden der Kolonie, soweit die Ewesprache reicht oder Aussicht hat, Volkssprache zu werden, unter den Schall des Evangeliums gebracht.

Dazu kam, daß sich die ärztliche Wissenschaft der Malariaforschung und der Behandlung der Tropenkrankheiten zuwandte, daß die Missionsleitung durch Gewährung eines Urlaubsjahres oft schon nach kurzer Frist zwar die Stetigkeit der Arbeit unterbrach, aber die Leistungsfähigkeit der Missionare verlängerte und vermehrte, und daß endlich eine immer stärker werdende katholische Missionsarbeit, so unliebsam sie oft empfunden wird, den Wetteifer weckte und die Kräfte aufs höchste anzuspannen lehrte.

Die Wirkung blieb nicht aus. Die Kulturerschließung hatte für die Eweer eine langsame, aber in stetiger Sicherheit fortschreitende Umwertung aller Werte zur Folge, und so begegnete die Missionsarbeit je länger je mehr einem Entgegenkommen der Eingeborenen. Die Zahl der Taufen stieg auf jährlich 100, zuletzt 1000 und mehr, die Zahl der Schüler und Gottesdienstbesucher hob sich, kurz das ganze Werk, dessen fröhliches Blühen heute unsre Freude ist, mit seinen 8 Hauptstationen, mit seinen etwa 170 Nebenstationen, mit seinen 250 Lehrern, 8000 Schülern und 10000 Christen zeigte

unwiderleglich, wie Gottes Sache doch zuletzt den Sieg behält und Gott die Opfer seiner Boten nicht ungelohnt läßt.

Verdient aber der durch so viel Opfer in 60 Jahren geschaffene Komplex von Gemeinden bereits den Namen einer K i r ch e? Offenbar schwebt, wenn von einer evangelischen Kirche in Togo die Rede sein soll, weder der Begriff der Einzelgemeinde, noch der Begriff der unsichtbaren, im dritten Artikel als Gegenstand des Glaubens genannten Kirche, sondern mehr der Begriff einer Landes- oder Volkskirche vor. Sobald man mit der Augustana als Kirche die congregatio sanctorum versteht, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta, verdient die Ewechristenheit zweifellos den Namen der Kirche. Aber auch den an Landeskirche anklingenden Begriff darf man auf die Summe der Ewegemeinden anwenden, insofern als nicht nur jene innerlichen Kennzeichen der Kirche auf sie zutreffen, sondern zugleich die Gemeinsamkeit der Sprache, die Uebereinstimmung der Lehrverkündigung, die Gleichheit der Gottesdienstformen und die Einheit der kirchlichen Ordnungen und des Kirchenregiments. Denn solche Eigenschaften allein, und nicht irgend eine Quantität konstituieren das Wesen einer kirchlichen Organisation. Ich trage darum trotz der relativen Kleinheit unserer Christenschar, trotz der mit dem Begriff Mission ohne weiteres gegebenen werdenden Verhältnisse — hier fertig konstituierte Gemeinden, dort missionarisches Neuland, — trotz der sehr verschiedenen Reife der einzelnen Christen, und trotzdem es dieser Kirche bis heute an einer synodalen Verfassung noch fehlt und ihr selbständige Rechte noch kaum übertragen sind, kein Bedenken, von einer evangelischen Kirche auf unserm Missionsfelde zu reden.

E v a n g e l i s ch nenne ich die Kirche. Sie teilt allerdings mit den Landeskirchen der Heimat nicht die gleichen Bekenntnisschriften. Seit ihrer Gründung trägt die Norddeutsche Mission in ihrer Verfassung folgenden Paragraphen:

„Die Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformierten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Schwesterkirchen in keinerlei Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn, Matth 28, 18—20, in der Ueberzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums, unter der Leitung des Herrn und seines Geistes, unter den Heiden die Kirche eigentümlich gestalten wird."

Dementsprechend trägt die Ewekirche bisher weder aus-

gesprochen reformiertes, noch ausgesprochen lutherisches Gepräge, vielmehr ist der reformierte Grundtypus durchweg mit lutherischem Einschlag durchsetzt. Die Gottesdienstordnung und Auffassung ist reformiert, aber man braucht das auf Brenz zurückgehende Konfirmationsbüchlein Württembergs als Grundlage der Lehre; man benutzt Luthers Kleinen Katechismus, aber zählt die Gebote nach der Ordnung der reformierten Kirche. Man vermeidet im Gottesdienst meist Bild und Altar, hat aber den Gottesdienst liturgisch ausgestaltet. Man verzichtet in der Liturgie auf die Form der Antiphonie, läßt aber das Gebet des Herrn und den Glauben von der Gemeinde mitsprechen. Eigentlich eigentümliche Lehrbildungen findet man bisher nicht, dazu sind die wenigen Pastoren der Ewekirche theologisch noch nicht gründlich genug gebildet, dazu ist die Entwicklungszeit des vor Einsetzen der Mission schriftlosen Volkes zu kurz; man sieht aber schon jetzt in dem eigenartigen Ineinander von reformiertem und lutherischem Gut, daß die Ewekirche lediglich nach der Norm des Evangeliums aufgebaut worden ist und nur den Namen „evangelisch" mit Recht führt. Dasselbe Ineinander zeigt sich im Aufbau der kirchlichen Ordnungen. Der Grundgedanke ist eine Patriarchalverfassung, bei der dem Missionar, der Konferenz der Missionare bezw. ihrem Präses und dem Missionsvorstande ausschließlich das Recht der Anordnung zusteht; aber durch Einsetzung von Aeltesten, denen beratende und seelsorgerische Befugnis zuerkannt, Teilnahme an der Gemeindeleitung für später zugedacht ist, ist das patriarchalische Prinzip zugunsten eines presbyterianischen durchbrochen, und wenn nicht alles trügt, wird die Entwicklung der nächsten Jahre die Ansätze zu einer synodalen Organisation bringen.

Diese Ausgestaltung des Gemeindekomplexes zu einer einheitlichen Kirchengemeinschaft konnte und durfte nicht verfrüht werden. Zunächst mußte das Christentum als Ausgleich bei den herrschenden Antipathien von Stamm zu Stamm wirken und seine, bei seinem internationalen Charakter eigentlich auffällige Eigenschaft, Nationalgefühl zu wecken und Nationen zu schaffen, in aller Stille am Volkstum arbeiten lassen. Zugleich mußte durch Schaffung einer einheitlichen Schriftsprache und einer volkstümlichen Uebersetzung der heiligen Schrift, wie sie soeben unter Mitarbeit der Eingeborenen fertiggestellt worden ist, das Fundament der künftigen Volkskirche gelegt werden. Weiter mußte das Christentum soweit ins Volksleben eindringen, daß es Christen jeden Alters und Standes und d i e wichtigsten typischen Erscheinungen wurzelecht im Lande gab, die christliches Gemeindeleben konstituieren, und zwar über den Kreis zweier oder dreier Gemeinden hinaus. Endlich mußten die Ansätze da sein

zur Bildung eines eingeborenen Lehr- und Predigerstandes, dem die Leitung der jungen Kirche später, wenn die Missionsarbeit sich überflüssig gemacht hat, übertragen werden kann. Alle diese notwendigen Voraussetzungen haben sich aber mehr oder weniger erst im letzten Jahrzehnt eingestellt.

Wir stehen also, um das nun ausdrücklich auszusprechen, in dem Stadium der Entwicklung, in dem ansatzweise alles das vorhanden ist, was zu einer evangelischen Volkskirche gehört und nun diese Ansätze entwickelt, organisatorisch ausgestaltet werden müssen.

Auf dreierlei ist dabei meines Erachtens besonders der Ton zu legen, auf die Erziehung zur finanziellen Selbständigkeit, auf die Sicherstellung des evangelischen Heilsbesitzes durch Erziehung eines verantwortlichen und seiner Verantwortung gewachsenen Kirchenregiments und auf die Weckung des Pflichtbewußtseins und der missionarischen Energie gegenüber der in der unmittelbaren und weiteren Umgebung der Ewekirche wohnenden Heidenwelt.

Finanzielle Selbständigkeit. Die evangelische Mission der neuern Zeit ist im Gegensatz zur altchristlichen fast überall, wohin sie gekommen ist, mit dem Nimbus eines unerschöpflichen Reichtums umgeben gewesen. Man kaufte Sklaven, um Menschen unter Einfluß zu bekommen. Man lockte die Schüler durch Geschenke. Man erstattete den Gemeinden die Kosten des Schulbaus. Man schenkte ihnen europäische Kirchen. Man bezahlte die eingeborenen Lehrer und Pastoren. Das war zum Teil notwendig, aber auch zum großen Teil eine verhängnisvoll verkehrte Barmherzigkeit. Denn so hat man nicht nur Bedürfnisse geweckt, die man auf die Dauer beim Wachsen des Werkes nicht befriedigen kann, sondern man hat vor allem die falsche Vorstellung erzogen, als sei das Christentum nur eine Wohltat, die man dankbar hinnehmen dürfe, und nicht auch eine Sache, die wir uns etwas kosten lassen müssen. Das System des Schenkens wirkt bis heute nach, und zwar durchaus nicht in unbedenklicher Weise, auch wenn es sich nur noch um kleine Gaben, Glocken, Kanzelbekleidungen, Weihnachtsgeschenke, Schulstipendien und Kostgeld handelt. Die Mission ist immer noch die reiche Mutter. Sie will gern, daß ihre Kinder es möglichst gut haben, und es ist nur Hartherzigkeit, ja vielleicht persönliche Mißgunst, wenn hier und da ein Missionar im Geben karg und im Fordern unerbittlich ist. So denken noch heute viele Christen auch in unsern Gemeinden, und es bedarf vielen Ernstes und anhaltender Geduld, bis ein in Jahrzehnten eingewurzeltes Vorurteil ausgerottet und in sein Gegenteil verkehrt ist. Das aber ist unbedingt nötig, wenn die Kirche auf dem Missionsfelde je selbständig werden soll, und es ist der Segen der

immer wiederkehrenden Schulden in der Heimat, daß die Missionsleitungen in dieser Beziehung ihre Fehler gesehen und ihre Aufgaben erkannt haben. Die Einführung von Opfern beim Gottesdienst, bei Taufen, Abendmahlsfeiern und andern besondern Anlässen war der erste, die Auflegung einer geringen gleichmäßigen Kirchensteuer je für die erwachsenen Männer und Frauen der zweite Schritt auf diesem Wege, und wenn auch die Opfer im Verhältnis oft noch gering sind und die Beitreibung der Kirchensteuer noch hier und da auf Schwierigkeiten stößt, es ist doch Tatsache, daß die Ewekirche uns zum 75jährigen Jubiläum eine Gabe von 12 000 M. überreichte, daß 1909 unsere 8000 Christen für Zwecke der Mission und kirchlichen Versorgung 40 000 M. teils in bar, teils durch Arbeitsleistung aufbrachten, und daß wir bereits zwei Gemeinden haben, in denen mit Einrechnung der Regierungsbeihilfe für die Schulen die Einnahmen des Jahres größer sind als die Ausgaben. Das sind erste kleine Schritte auf einem sehr steilen und mühsam zu erklimmendem Wege.

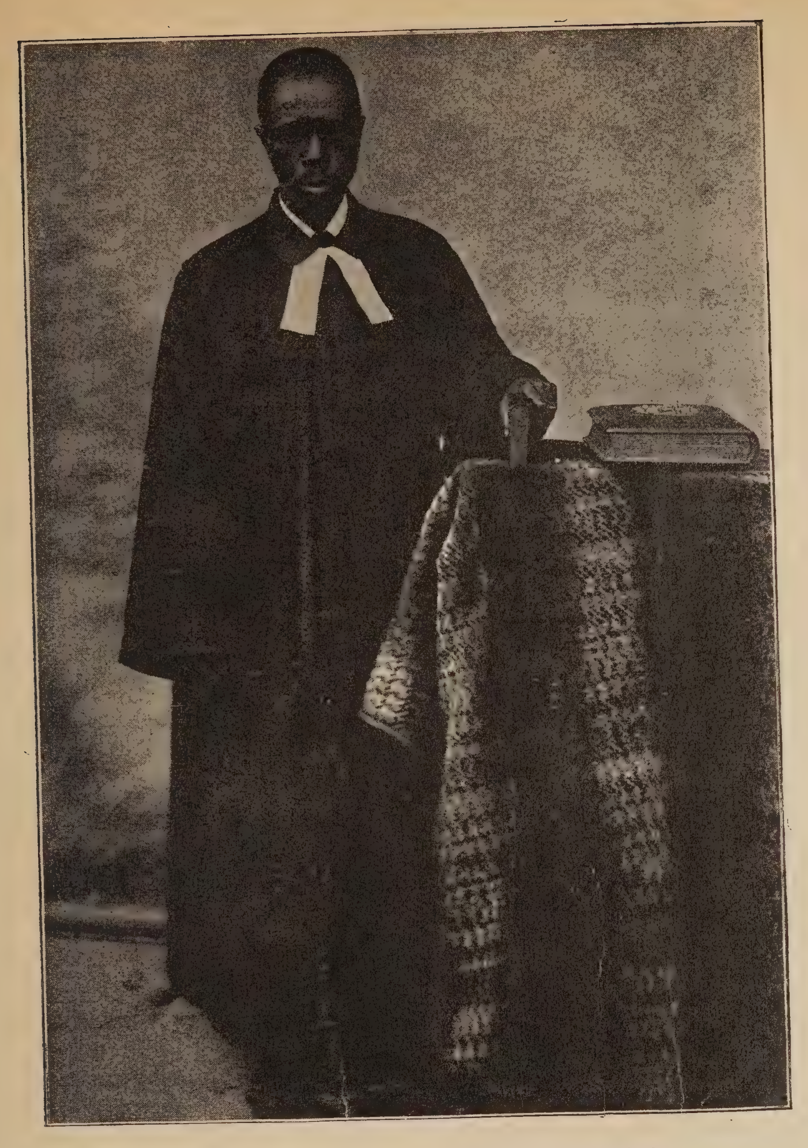
Die nächste Aufgabe wird nun sein, die Gemeinden an der Verwaltung des von ihm aufgebrachten Geldes in bescheidenem Maße zu beteiligen. Allerdings wird man darüber nur Grundsätze aufstellen können, während die Anwendung auf die Praxis je nach dem Entwicklungsstadium der Einzelgemeinde sehr verschieden sein wird. Gemeinden, die eben erst in heidnischer Umgebung sich bilden, können mit eignem Gelde noch nicht wirtschaften. Hier wird es genug sein an einer Mitteilung der eingekommenen Summen. In dem weiteren Stadium wird man die Verwaltung der Sonntagsopfer etwa für die Zwecke des Gottesdienstes freigeben können, bis endlich die Gemeinde so weit gefördert ist, daß man ihr zumuten kann, die Kosten, die nicht durch die europäischen Missionare entstehen, sondern lediglich durch die kirchliche Versorgung der Eingeborenengemeinde, Pastoren- und Lehrergehalt, Fürsorge für Kirche, Pfarrhaus, Schule, Friedhof u. s. f. selbst aufzubringen. Ist dies Ziel erreicht, so ist wieder ein großer Schritt zur Verselbständigung getan, insofern die Einzelgemeinde nun finanziell auf sich selbst steht, aber das Ziel der Entwicklung ist noch nicht erreicht.

Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Gliedern, die einander tragen. Finanziell starke und selbständige Gemeinden müssen für finanziell schwache und unselbständige eintreten. Die Einzelgemeinde wird also haftbar zu machen sein für Bedürfnisse, die über ihren eigenen Bezirk hinausgehen, bis schließlich missionarische Energie wach wird und die Kirche der Mission wieder eine Mission treibende Kirche wird. Erst dann ist volle finanzielle Selbständigkeit vorhanden.

Das Geld allein tut's aber nicht. Das zweite wichtige Erfordernis für unsre an einem entscheidenden Punkt ihrer Entwicklung angekommene evangelische Ewekirche ist die Sicherstellung des evangelischen Heilsbesitzes durch Erziehung eines verantwortlichen und seiner Verantwortung gewachsenen Kirchenregiments. Dazu gehört die sittliche Verantwortlichkeit, wie sie sich in der Kirchenzucht auswirkt, Wahrung der Heilserkenntnis, wie sie durch Heranbildung eines an der Schrift orientierten Lehrer- und Pfarrerstandes erreicht wird, und organischer Zusammenschluß des Kirchenkörpers als einer Garantie, daß Kirchenzucht und Lehre nicht abhängig ist von der Willkür Einzelner oder von irregeleiteten Majoritäten, sondern von dem in der kirchlichen Gemeinschaft wirksamen Geiste Gottes.

Alle drei Aufgaben stellen uns vor schwere Probleme. In der Kirchenzucht gilt es den Ausgleich zu finden zwischen heidnischer Sitte und christlicher Sittlichkeit. Das wird wohl, wie ein Blick etwa auf die Entwicklung der Batakkirche in Sumatra zeigt, kaum anders möglich sein als auf dem Umwege der Schaffung einer kasuistischen Zuchtordnung von vorübergehender Geltung. Das Leben der Heiden ist nun einmal durch und durch gesetzlich normiert. Infolgedessen verlangen die zu Hütern der christlichen Sittlichkeit berufenen Heidenchristen, in ihrer neuen Freiheit ängstlich und unsicher, nach einem Halt, der sie deckt, nach gesetzlichen Bestimmungen, und es mag sein, daß erst ein Hineinleben in die christliche Freiheit nötig ist, um zu verstehen, daß eine kasuistische Zuchtordnung der ganz individuell normierten christlichen Sittlichkeit innerlich nicht entspricht, die Entscheidung vielmehr von Fall zu Fall aus einer am Evangelium orientierten heiligen Liebe heraus getroffen werden muß. Das gilt für die Behandlung der Polygamisten ebensowohl wie für die unter dem Einfluß der Kultur zum Schuldenmachen verführten jungen Lehrer, es gilt für die Ordnung des Familienlebens und für all die neuen Formen der christlichen Gemeinschaft.

Darum führt die erste Aufgabe zur zweiten, Menschen zu erziehen, die imstande sind, selbständig in der Schrift zu forschen und die christliche Erkenntnis vor Trübungen zu bewahren. Diese zweite Aufgabe wird sich in ihrer Schwierigkeit erst zeigen, wenn sich selbständiges theologisches Denken zu regen beginnt, was mir bisher nur in sehr keimhafter Weise der Fall zu sein scheint. Beugung unter die Autorität ist leichter als eignes Entscheiden. Vielleicht, daß die der Ewekirche aufgezwungene Auseinandersetzung mit dem Katholizismus den noch unfreien, autoritätsgläubigen Sinn freimachen



Rudolf Mallet, der erste Pastor der Ewekirche.

hilft. Selbständigkeitsregungen sind schon mehr da, als uns lieb ist, wenn auch auf anderm Gebiet. Allerdings sind sieben Schuljahre und drei, vom nächsten Jahre ab vier Seminarjahre eine verzweifelt kurze Ausbildungszeit, und je größer bei der raschen Entwicklung unserer Kolonie der von dem Lehrer zu beherrschende

Wissensstoff sein muß, um so bedenklicher ist die Versuchung, mechanisch Kenntnisse und Lehrfähigkeiten einzuprägen, statt eignes Denken anzuregen. Zum Glück ist das Leben ein wirksames Korrektiv, und da es auf absehbare Zeit dabei bleiben wird, daß erst nach etwa zwanzigjähriger Bewährung ein Lehrer zum Pastor wird, wäre die Gefahr, unreifes Gut in die christliche Lehrverkündigung einzuschmuggeln, nicht allzu groß, wenn nicht schon jeder halbreife Bursche von 20 Jahren, der Lehrer geworden ist, zugleich Leiter einer kleinen Gemeinde sein müßte! Da mag manches in der Predigt gesagt werden, was flach, töricht, falsch, vielleicht gar halb heidnisch ist. Deshalb ist die stete, unangemeldete Ueberwachung der Sonntagspredigten unserer Lehrer eine wichtige Pflicht, und es ist in den vierteljährlichen Lehrerkonferenzen auf der Hauptstation immer wieder Anleitung zu rechtem Schriftverständnis und praktischer Schriftauslegung zu geben.

Deshalb vor allem ist schon jetzt die d r i t t e große Aufgabe ins Auge zu fassen, wie der nur sehr langsam von der Oberleitung der Mission zu entwöhnenden Kirche eine V e r f a s s u n g gegeben werden kann, die das reine Verständnis des Evangeliums als Norm des Lebens und der Lehre sicherstellt. Gewiß, noch auf Generationen ist die Mission drüben meines Erachtens unentbehrlich, und wir haben nicht die Absicht, unser Kind frühzeitig auf eigne Füße zu stellen. Aber wer bürgt uns dafür, daß unser Wunsch und Wille den Ausschlag gibt? Die vergangenen Monate haben allen Ernstes die deutsche Herrschaft in Togo und damit — man denke an Madagaskar — das Bleiben der evangelischen Missionare in Frage gestellt. Wer will ermessen, durch welche Erschütterungen die junge, unreife Ewechristenheit hätte hindurchgehen müssen, wenn Togo französisch geworden wäre? Ich bin ja überzeugt, daß sich das reine Evangelium allen Erschütterungen zum Trotz schließlich doch siegreich durchgesetzt hätte, aber es hätte einen heißen Kampf gekostet. Das zeigt es uns, wie nötig es ist, rechtzeitig Garantien zu schaffen. Ich weiß, die letzten Garantien liegen nicht in menschlichen Organisationen, sondern in den von Gottes Geist erfüllten Menschen, aber ich weiß auch, was für einen Schutz eine gute Verfassung bieten kann. Aus diesem Grunde halte ich es für entscheidend, daß wir gerade jetzt im Begriffe sind, der Ewekirche eine neue Gemeindeordnung zu geben, die mit dem kommenden Jahre in Kraft treten soll. Da haben wir die Möglichkeit, der bisher lediglich gegängelten Ewechristenheit einige Freiheiten und Rechte zu geben, an denen sich die Kräfte erproben und das Verantwortlichkeitsbewußtsein entfalten sollen.

Finanzielle Selbständigkeit, ein seiner Verantwortung be-

wußtes und gewachsenes Kirchenregiment und missionarisches Pflichtgefühl und missionarische Energie — das waren die drei Ziele, die ich der werdenden Ewekirche gesteckt habe. Von dem dritten brauche ich hier kaum zu reden. Ist das Missionieren dem Christentum wesentlich, dann darf es keine Christengemeinde und keine christliche Kirche geben, die nicht Mission treibt. Die missionarische Energie wirkt zurück auf die sendende Gemeinde und vertieft ihr den religiösen Besitz. Es ist also selbstverständlich von vornherein dafür Sorge zu tragen, daß die Ewechristen die Mission als ihre Pflicht ansehen lernen.

In gewissem Sinne ist das schon jetzt der Fall. Ja es ist auffallend, daß unsern Christen die Heidenmission bisweilen näher liegt als die Barmherzigkeitsübung an den notleidenden Christen. Es sind mir auch Fälle bekannt, wo unsre Christen missionarische Vorstöße im Kleinen unternommen haben. Aber es fehlte der Zug ins Große. Aus diesem Grunde habe ich es lebhaft bedauert, daß unsere Mission auf eine Arbeit in Nordtogo verzichten mußte. Ich hätte den missionarischen Impuls eines solchen Unternehmens unsern Christengemeinden von Herzen gegönnt, weil er eine Etappe bedeutet hätte auf dem Wege von der missionierten zur missionierenden Kirche.

So müssen wir uns an den Aufgaben genügen lassen, die in erreichbarer Nähe liegen. Sie sind groß genug. Ich nenne drei, die in Südtogo die wichtigsten sind, die Auseinandersetzung mit dem Heidentum, dem Islam und der katholischen Kirche.

Unsere kleine Ewekirche steht in Südtogo noch einer kompakten heidnischen Majorität gegenüber, 10000 Christen gegenüber 280 000 Nichtchristen. Da ist Missionsgelegenheit genug. Wenn auch das Heidentum äußerlich verschwindet und man besonders in den Europäerstädten vergebens nach äußeren Sinnbildern des Heidentums sucht, und wenn man auch beobachten kann, wie die heidnischen Anschauungen gleichsam Risse bekommen, noch ist das Heidentum in der Majorität und noch ist es eine Riesenmacht. Es gibt in unmittelbarster Nähe von Lome, von Atakpame, von Misahöhe, von Kpando Dörfer genug, denen man christlichen Einfluß noch kaum anmerkt, und vor allem ist der ganze Osten der Kolonie noch gar nicht in Angriff genommen. Bezirke von 140 km Länge und 100 km Breite mit zwei Missionaren und etwa 20 eingeborenen Helfern — das ist auf die Dauer nicht zu verantworten. Hier aus eigner Initiative und mit eignen Mitteln einzusetzen und den Kampf mit dem Heidentum nicht nur gelegentlich und unter Anleitung der Missionare, sondern planvoll, ausdauernd und auf eigne Verantwortung zu über=

nehmen, sollte die junge Ewekirche jetzt angeleitet werden. Das würde dann eine Rückwirkung haben auf die religiöse Erkenntnis, denn die äußere Auseinandersetzung ist auf die Dauer unmöglich ohne eine innere, d. h. ohne ein Sich-Besinnen darauf, was in der Gedankenwelt, in der Sitte und den Umgangsformen des Heidentums eigentlich heidnisch ist.

Es mag allerdings manchem scheinen, als sei das ganz selbstverständlich und als habe es gar keine Schwierigkeit, Christliches und Unchristliches auseinander zu halten. Je tiefer man aber die Dinge zu erfassen sucht, um so schwieriger werden sie. Ich will es an einem Beispiele klar machen. An gewissen Orten in Togo verbietet der Dorfgötze, Bananentrauben ungeteilt ins Dorf zu tragen. Etwas religiös scheinbar völlig indifferentes, ob die Bananentraube ganz oder geteilt ist, wird also für den Eingeweihten ein untrügliches Kennzeichen, ob ein Christ oder ein Heide sie trägt, gewinnt also eine religiöse Bedeutung in eminentem Sinne. Und doch — kann man es wirklich für Heidentum ansprechen, daß die Traube vorher geteilt wurde? Was ist überhaupt Heidentum? Diese scheinbar so selbstverständlich zu beantwortende Frage hat im Grunde noch niemand scharf positiv beantwortet. Die Missionare sind vielmehr zunächst mit der Voraussetzung ins Heidenland gegangen, als ob alles, was ihnen dort nur begegne, heidnisch wäre, als ob jede Aeußerung religiösen Lebens und jede von unsrer Sitte abweichende Gewohnheit als heidnisch verurteilt und von Grund auf geändert werden müsse. Die Christen andrerseits sahen das Christentum nur in europäischen Formen, und je weiter die Kultur in Togo eindrang, um so wuchtiger drängte sich ihnen trotz aller Gegenbestrebungen der Missionare das Vorurteil auf, als müsse ein Christ europäische Kleidung, europäische Lebensgewohnheiten, europäische Denkweise annehmen. So kamen zwei Bewegungen zu einander, die dazu beitrugen, die zarte, feine Grenzlinie zwischen dem, was zum Christentum und dem, was lediglich dem Volkstum, dem Gebiet des allgemein Menschlichen gehört, zu verwischen. Jener eingeborene Pastor im schwarzen Rock und in der goldnen Brille hat darum von sich aus durchaus korrekt gehandelt, als er sich in diese Feiertagstracht steckte, aber zugleich gezeigt, wie es jetzt höchste Zeit ist, das Verständnis für das eigentlich Christliche zu gewinnen und zu wecken und endlich Heidnisches und Natürliches zu scheiden. Ich vermute, wir werden, wenn wir diesen Aufgaben nachgehen, noch mancherlei Ueberraschungen erleben. Ich mache z. B. auf eins aufmerksam. Es bestehen erstaunliche Parallelen im Aberglauben zwischen den Heidenchristen und der heimischen Christenheit. Wie sind die zu erklären und wie sind sie zu beurteilen? Daß solche

abergläubischen Anschauungen im Lichte der christlichen Heilsgewißheit nicht bestehen können, weiß ich sehr wohl. Aber ob sie als etwas Widergöttliches und Sündiges, also Heidnisches angesehen werden müssen, oder als etwas unterchristlich Naturhaftes, also allgemein Menschliches gewertet werden dürfen, das hat erst eine gründliche Forschung zu ermitteln. Und diese Auseinandersetzung über das, was im eigentlichen Sinne heidnisch und widerchristlich, und das, was naturhaft und allgemein menschlich ist, hat in erster Linie die Heidenchristenheit selbst zu leisten. Indem sie es tut, wird sie sich ihres christlichen Heilsbesitzes recht bewußt werden und innerlich erstarken.

Dasselbe gilt von der Auseinandersetzung mit dem Islam und dem Katholizismus, nur daß hier die Schwierigkeiten noch wesentlich größer sind. Der Islam tritt dem Christentum überall mit dem Bewußtsein völliger Ueberlegenheit gegenüber und diskreditiert das Christentum, als sei es Europäerreligion. Deshalb kann nur eine volkstümliche heidenchristliche Kirche — wie es die Ewekirche ist — dem Vorstürmen des Islam ernstlich einen Wall entgegensetzen und seinem Vordringen ein Halt gebieten. Wird unsere Ewekirche dieser Aufgabe gewachsen sein? Und wenn Angriff die beste Verteidigung ist, wird sie die religiöse Energie entfalten können, die zur Mohammedanermission nötig ist? Ich möchte verzagen, wenn ich bei unsrer kleinen Kraft, bei der geringen Zahl unserer Pastoren, bei der Schwachheit unserer Lehrer, bei der Unreife unserer Christen an diese neue und doch völlig unabweisbare Aufgabe denke. Ich weiß von einigen Christen und Christinnen in Togo, die zum Islam übergetreten sind, aber von keinem Mohammedaner, der Christ wurde!

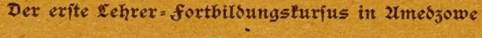
Und vollends, wie schwierig die Auseinandersetzung mit der andern christlichen Konfession! Die letzte mir zugängliche Statistik der katholischen Mission in Togo redet von 41 Priestern, 11 Laienbrüdern und 22 Schwestern, von 3000 Taufen, darunter 900 in Todesgefahr, von 10 000 Christen und fast 6000 Schülern, von 33 000 Beichten und 20 000 Kommunionen. Das heißt, zahlenmäßig hat die so viel jüngere katholische Mission dank ihres großen Arbeiterstabes und ihrer offenbar sehr reichlichen Mittel unsre stets an Arbeiter- und Geldmangel leidende Mission bereits überflügelt. Und sie hat nicht nur die Vorzüge größerer Machtentfaltung, sie kann ihrem Wesen nach schneller und mit anderen Methoden arbeiten als wir. Wird die evangelische Christenheit fähig sein, zu unterscheiden zwischen Messe und Abendmahl, zwischen Gottesanbetung und Marienverehrung, zwischen der Autorität der Tradition und der Autonomie des Gewissens? Ich zweifle nicht daran. Die begeisterte

Freude, mit der unsere Christen sich im Gegensatz zu den Gliedern der katholischen Kirche ihrer christlichen Freiheit bewußt sind, bestärkt mich in meinem Urteil. Aber werden sich unsere Christen freihalten von Lieblosigkeit im Urteilen über die andere Art und stark genug sein, ihre Eigenart so herauszustellen, daß nicht nur unbefangene Heiden, sondern auch ernstlich suchende Glieder des andern Bekenntnisses sehen, auf wessen Seite die Wahrheit ist?

Die Entwicklung, die unsere Ewekirche bisher genommen hat über die Schranken eines Einzelbekenntnisses hinweg, drängt ja die Frage auf, ob vielleicht das heillose Durcheinander der Konfessionen in Togo aus dem Grunde von Gott zugelassen ist, damit die evangelischen und katholischen Christen sich ihres christlichen Gemeinbesitzes bewußt würden und die Kirche Togos einst weder den Namen katholisch noch protestantisch, weder römisch noch evangelisch, sondern lediglich den Namen christlich tragen möchte. Obwohl vorderhand die Entwicklung nicht darnach aussieht und ich nicht an sie glaube, außer dem Bereich der Möglichkeiten scheint sie mir nicht ganz zu liegen. Jedenfalls ist klar, indem wir uns die Aufgaben der evangelischen Ewekirche in Togo vergegenwärtigen, eröffnen sich Perspektiven, die die interessantesten kirchengeschichtlichen Vorgänge aus der alten Zeit und aus dem Mittelalter wieder lebendig werden lassen.

Der der kleinen Christenschar aufgelegte Kampf gegen drei Fronten ist aber zu heiß und die im Kampf auf dem Spiel stehenden Güter sind zu hoch, als daß die evangelische Kirche der Heimat nur als Zuschauer und vielleicht mit Interesse und einiger teilnehmender Rührung den Kampf verfolgen dürfte. Hilfe, schnelle, durchgreifende Hilfe ist der Ewekirche not, weit mehr als die Gemeinde der Norddeutschen Mission in ihrem gegenwärtigen Bestande ihr bieten kann. Denn hier handelt es sich nicht nur um die Sache eines kleinen Häufleins von Christen, um eine sehr bescheidene, in ihren ersten Anfängen stehende Landeskirche, sondern jetzt hat die tiefste religiöse Beurteilung einzutreten: es handelt sich um die Sache der einen heiligen christlichen Kirche, in der wir alle Glieder und für die wir alle verantwortlich sind. Wir dürfen es nicht dulden, daß auf Vorposten unsre Sache gefährdet wird und Verluste erleidet; denn — das ist meine Ueberzeugung — nur wenn die einheitliche große Kirche in all ihren Gliedern ganz ihre Pflicht tut, darf sie der großen Verheißung gewiß sein, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.



Der erste Lehrer-Fortbildungskursus in Umedzowe.